

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zentralblatt des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins =
Organe centrale de la Société d'utilité publique des femmes
suisses**

Band (Jahr): **45 (1957)**

Heft 1

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ZENTRALBLATT

des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins

Organe central de la Société d'utilité publique des femmes suisses

*Motto: Gib dem Dürftigen ein Almosen, du hilfst ihm halb —
Zeige ihm, wie er sich selbst helfen kann, und du hilfst ihm ganz*

Bern, 20. Januar 1957

45. Jahrgang, Nr. 1

Redaktion: Frau M. Humbert, Gunten, Telefon (033) 7 34 09 (Manuskripte an diese Adresse)

Frau Dr. H. Krneta-Hagenbach, Thunstraße 91, Bern, Telefon (031) 4 96 12

Für Gönnerbeiträge der Adoptivkinder-Versorgung bitte Zweckbestimmung beifügen!

Postschecknummer des Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins: V a 174 Solothurn

Abonnemente und Inserate: Buchdruckerei Büchler & Co., Bern, Marienstraße 8, Postscheck III 286

Jahresabonnement: Mitglieder Fr. 3.50; Nichtmitglieder Fr. 4.50 Erscheint monatlich

Aus dem Inhalt: Freiheit — Für schweizerisches Schaffen — Tagebuch — Heimpflegerinnen im Bergland — Das Leben beginnt mit Fünzig — Moderne Trinkerbehandlung — Sektionen: Bern, Steffisburg, Thurgau — Buchbesprechungen

Nachdruck unter Quellenangabe gestattet

Freiheit

Gegen Ende des vergangenen Jahres habe ich ein Paket Bücher auf die Post getragen, damit ich sie an meinem gewohnten stillen Ruheort mit dem weiten Blick über Berge und See lesen und über das Gelesene schreiben könne.

Was ist da schon Besonderes daran? — Darauf hätte ich früher auch keine Antwort gewußt. Heute sagt mir diese an und für sich belanglose Handlung, daß ich in voller Freiheit ein paar Tage Ruhe genießen darf. Daß ich nicht, unter Berufsverbot, in der Schwerindustrie arbeiten muß. Daß ich meine Freizeit so einrichten darf, wie es mir behagt. Daß ich überhaupt über solche verfüge. Daß ich Bücher lesen darf, von verschiedenen Verfassern über ganz verschiedenartige Dinge aus ganz uneinheitlichen Gesichtspunkten heraus geschrieben. Daß ich über diese Bücher schreiben darf, was meiner eigenen Überzeugung entspricht. Und daß ich das, was ich darüber denke, in einer Zeitschrift veröffentlichen darf, die die Pressefreiheit genießt und von niemandem zwangsmäßig gelesen werden muß. Und daß ich ein Buch, über das zu schreiben mir widerstrebt, ganz einfach dem Verleger zurücksenden kann. Um all das kümmert sich der Staat in keiner Weise; nirgends werde ich auf einer schwarzen Liste aufgetragen.

Es ist mir auch schon passiert, daß ich an einem Billetschalter eine Fahrkarte verlangte und mir ganz plötzlich bewußt wurde, daß auch das keine Selbstverständlichkeit sein könnte; daß ich über Sinn und Zweck der Reise ausgefragt werden könnte, daß die unbeachtete und uninteressierte Person, die neben mir am Schalter steht, ein Spitzel sein und meinen Fahrkartenkauf denunzieren könnte.

Freiheit ist uns eine Selbstverständlichkeit — doch wohl nicht mehr ganz so, wie noch vor kurzem; jedenfalls eine, über deren Bedeutung wir uns mehr denn je

klar geworden sind. Selbst in den kleinsten Dingen des Alltags. Auch der Spruch an dem «Gewölbe» genannten Gemeindearchiv, einst von einer Pfarrersfrau verfaßt, redet eine eindringlichere Sprache:

Der Sigriswiler alte Freiheitsbriefe ich bewach,
die Freiheit selber zu erhalten, das ist eure Sach!

Ja, es ist unsere Sache. Eines jeden Einzelnen von uns, und an jedem Tag dieses soeben begonnenen Jahres. M. H.

Für schweizerisches Schaffen

In seinen «Mitteilungen» verwendet sich der Delegierte des Bundesrates für Arbeitsbeschaffung zugunsten unserer Landeserzeugnisse, die kriegswirtschaftlich von Bedeutung sein können oder durch deren Berücksichtigung auf die einheimische Arbeit eine wesentliche Wirkung erzielt werden kann. Namentlich in den Fällen, wo in Voraussicht auf mögliche Störungen die Erhaltung bestimmter Industrien und Gewerbe eine bedeutende Rolle spielt, oder wo ein Dorf oder eine abgelegene Taltschaft weitgehend vom Absatz eines Erzeugnisses abhängig sind, erscheint es ihm gerechtfertigt, durch unsere Einkäufe die Arbeitsbeschaffung im Lande zu beleben.

Ein weiterer Punkt, den der Delegierte berührt, verdient ebenfalls volle Beachtung: Prüft man nämlich, ob bei gleicher Qualität und Anpassung an unsere Verhältnisse ein in Betracht fallender Preisunterschied zugunsten eines ausländischen Produktes vorliegt, so wird man finden, daß das viel seltener der Fall ist, als man glaubt. «Wenn man nach diesen Überlegungen den schweizerischen Erzeugnissen, das heißt den von unseren Nachbarn und Mitbürgern erstellten, den Vorzug gibt, schadet man dem Importhandel nicht; denn der muß seine Berechtigung aus der Vermittlung von Waren herführen, die nach objektiven Überlegungen besser aus dem Auslande bezogen werden.» Wer so handelt, wird praktisch die durch die Armbrust als schweizerischer Herkunft gekennzeichneten Waren berücksichtigen.

Noch auf eine andere Kategorie von Schweizer Schaffenden weist der Delegierte des Bundesrates hin. «Wir glauben», heißt es, «daß eine vermehrte Berücksichtigung schweizerischer Schriftsteller, deren Werke von schweizerischen Verlegern herausgegeben werden, unserem kulturellen Leben nichts schaden würde, so wenig als eine etwas stärker auf nationale Probleme und nationale Sprachgestaltung ausgerichtete Theaterkunst. Und wir wollen neben den Malern, Bildhauern und Konzertsolisten die bescheidenen Schweizer Musiker der Unterhaltungsorchester nicht vergessen, die sich darüber beklagen, daß sie unter der Konkurrenz von ausländischen Kollegen leiden, die neben der Geige oder dem Klavier auch noch die bayrische oder wienerische Mundart beherrschen oder Akrobatik vorführen.»

Man wird es begrüßen, daß sich eine Bundesstelle zugunsten der Kleinen und Schwachen auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiete verwendet, die man leicht übersieht und vergißt. Möge man die Gelegenheiten, die so geboten werden um Solidarität mit unseren Mitbürgern zu bekunden, auch ausnützen und fruchtbar gestalten!

Mit blutendem Herzen

Österreichisch-ungarisches Tagebuch von M. Humbert

(Schluß)

Montag, 10. Dezember:

Als am gestrigen Sonntagmorgen die Arbeits-, Zimmer- und Zentralvorstandskollegin ihrerseits in die Hofburgkapelle gehen konnte, verwandelte sich unser Zimmer alsbald in ein Auslegefeld von Papieren, Abrechnungen mit Schillingnoten, Paketen. Wir sind nur noch zu zweit; der Dritten im Bunde ist es gelungen, ein kleines Einzerrzimmer zu erwischen, dessen einziges Fenster allerdings nur auf einen geschlossenen Korridor hinausgeht, aber dafür hat sie nun ein richtiges Bett. Da es nur eine nächtliche Trennung ist, nehmen wir es nicht so schwer und treten recht begierig den «Nachlaß» an: nun hat jede einen Stuhl, ein eigenes Zahnglas und, solange man uns die leer gewordene Couch beläßt, sogar einen Tummelplatz für die verschiedenen Auslegeordnungen. Das Wäscheseil bleibt uns glücklicherweise! Wie geschäftig schichtet meine Kollegin die Notvorratpakete auf! Sie hat eine wunderbare Fertigkeit im Packen, die mir ganz abgeht. Nicht umsonst kann sie gut Rucksäcke packen und erst recht immer die von unsern Sektionen im Unterland gestifteten Pakete für die Bergbevölkerung zu neuem Versand bereit halten. Schubladen aus dem Nachlaß gibt es keine zu teilen, weil es im Zimmer keine einzige hat. Wir fühlen uns aber in unserm Hotel sehr wohl; denn es wird von gütigen Menschen geführt, die viel Herz für die Flüchtlinge haben. Selbst unsere unregelmäßigen Abgangs- und Zugangszeiten werden nun verständnisvoll akzeptiert.

Einen großen Teil der sonntäglichen Ruhe widme ich einem Fall, der mir seit der gestrigen langen Fahrt auf der Seele liegt: Es war in den fortgeschritteneren Nachmittagsstunden, etwa 12 Stunden nachdem uns der Nachtportier geweckt hatte, als ein Flüchtling, der zuhinterst im Wagen saß, mit Frau, zwei Kindern und einer jungen Bekannten, sich an mich wandte: «Schwester, kann ich Sie um einen Rat fragen?» Was er mir dann erzählte, war, daß die Zukunft aller dieser fünf Personen sehr wesentlich, wenn nicht überhaupt, davon abhing, ob ein in der Schweiz geltend zu machender Rechtsanspruch erfolgreich vertreten werden kann. Der Fall lag verwickelt, zudem lange zurück. Aus begreiflichen Gründen hatten die Leute seit Jahren nichts mehr von sich hören lassen können. Was er mir erzählte, klang absolut wahrscheinlich, aber für unsere Schweizerohren sehr, sehr unbestimmt. Kann man sich denken, daß man irgendwo etwas zu gut hat, das einzige, auf das man noch hoffen kann, daß man aber nicht weiß, wo? Nur der Name der Stadt und der Straße, nicht aber desjenigen, der es zu getreuen Händen haben soll? Und daß seit 20 Jahren noch jemand anderes darüber verfügen kann? Und daß man nicht weiß, ob dieser andere noch lebt, wirklich nicht schon darüber verfügt hat? Und daß man die Vollmacht der Mutter nur als Blankovollmacht mitbringen konnte; denn wenn man mit einem ausgefüllten Dokument verhaftet worden wäre, so wäre wohl aller Freiheit, wenn nicht Leben verwirkt gewesen? Der Mann, bleich, müde, ein Jurist, aber auch er unter Berufsverbot, möchte in diese Stadt telefonieren. Er weiß aber nicht an wen. Zudem ist es ja bald Samstagabend. Ein auswärtiges Telefon in einem Moment, wo man mit 1000 andern Flüchtlingen in einem Lager ankommt, ist ohnehin undenkbar. Er soll seine paar Schillinge nicht dafür ausgeben. Während der Fahrt stehe ich im vollbesetzten Wagen eingeklemmt vor ihm und notiere seine Angaben. Die junge Tochter bestätigt sie, ich nehme eine Art Protokoll auf und kopiere die Angaben auf ihrer Identitätskarte, um nachher

in einem gesonderten Tatbestand festhalten zu können, daß sie wirklich identisch gewesen sei mit der Person, die mir diese Erklärungen abgegeben hat. Er hat beim Abschied mein Versprechen, daß ich mich sofort des Falles annehmen will. Wie oft schon hat die Schreibmaschinenarbeit am Sonntag sich nicht so gut ausgewirkt wie die werktägliche! Für die heutige erhoffe ich einen besondern Segen! Endlich ist alles zu Papier gebracht und soll nun mit Expreßpost weg, an einen Kollegen, den ich allerdings seit mehr als einem Vierteljahrhundert nicht mehr gesehen habe; aber plötzlich stand sein Bild vor mir. Sicher wird mein SOS-Ruf nicht ungehört verhallen! Ich erinnere mich sogar noch daran, daß jetzt gerade Bundesversammlung sein muß (wir sehen nur selten eine Schweizer Zeitung), und so fliegt mein Brief unter die eidgenössische Kuppel. Im Postgebäude beim Westbahnhof heißt es Schlange stehen, es sind vor allem Flüchtlinge, die Telegramme und Expreßbriefe aufgeben. Nachrichten an die Zurückgebliebenen, Botschaften in andere Länder, an die heiße Hoffnungen geknüpft werden. Endlich sind auch meine verschiedenen Postsachen weg. Es ist unterdessen Abend geworden, noch blieb etwas vom hellen Dezembersonntag in der Luft hängen. Der Sonntagabend findet unser vier im Burgtheater: Ibsens Wort, daß man zu zweit auf einem Wrack immer noch besser daran ist als allein, bleibt besonders eindrücklich zurück. In Gedanken sehen wir die Flüchtlinge, die sich nicht von der Hand lassen, vor uns. Auf dem Heimweg fließen die Erlebnisse der langen Fahrt vom Samstag und das soeben Gehörte ineinander über; plötzlich ist auch wieder eine eindrucksvolle Schilderung einer älteren Frau aufstanden: Sie und ihr am Bein verwundeter Mann haben Glück gehabt; man hatte ihnen geraten, in Budapest in den letzten Wagen einzusteigen. Der Zug wurde unterwegs angehalten, die Passagiere herausgezerrt und auf Lastwagen verladen. Sie konnten um den Zug herum verschwinden und sich in Sicherheit bringen. Die Schreie der Verhafteten, besonders der jungen Mädchen, scheinen auch in unsern Ohren wiederzuhallen; tief in unsere Herzen haben sie sich ohnehin eingegraben. Der Frauenverein von Bottmingen — Frauen und ganz besonders Grenzbewohner können so etwas mitfühlen — hatten reichlich Lebensmittel gesandt, damit wir sie an die österreichischen Leute an der Grenze abgeben, die seit Wochen schon ununterbrochen den Flüchtlingen erstes Obdach und Nahrung gewähren. Diese Geste auszuführen, freut uns von Herzen, und sie wird auch als das helfende treue Gedanken angenommen, wie sie gedacht war. Der Bezirkshauptmann wird die Verteilung übernehmen.

Der heutige Tag, bis jetzt haben meine Notizen ja dem Sonntag gegolten, führt uns in der Frühe nach dem Lager Kaisersteinbruch, das einen Bestand von 1900 Flüchtlingen aufweist, von denen wir 700 abholen. Da das Lager neben einem Flugplatz liegt, wird es nun für Flüchtlinge geräumt, die von dort aus nach Amerika geflogen werden sollen. Daß eine kleine Brücke sich nur für 5 Tonnen Gewicht empfiehlt, wir aber mit großer Selbstverständlichkeit (in großer Zahl) mit 12 Tonnen darüber fahren, zeigt nur, wie sich im gegenwärtigen Zeitpunkt sogar Gewichtbelastungen hilfreich verschieben. Wir fahren mit den Flüchtlingen zum Teil nach Mödling, zum Teil nach dem Schloß Liechtenstein, in dessen unmittelbarer Nähe. Auch dieser Besitz ist von der russischen Besetzung her markiert; es ist deprimierend, unsere Schützlinge so nur von einem Lager ins andere bringen zu können und so gar nicht in der Lage zu sein, ihnen etwas für die Zukunft Bestimmtes vorauszusagen zu können. Das Lager ist schon stark besetzt; über der Eingangstüre steht eine große Anschrift: Viel Dank für Österreich! Das ist etwas, was wir jeden Tag und jede Stunde immer wieder fühlen.

Dienstag, 11. Dezember:

Heute werden sehr viele von der ersten Equipe die Rückreisemöglichkeit des letzten Schweizer Zuges benutzen, der Ablösung bringen wird. Es ist noch unbestimmt, wie lange die PTT-Cars noch eingesetzt werden sollen. Das Schweizer Kontingent ist erfüllt; uns wird oft das Herz schwer, wenn wir gefragt werden, ob wir nach der Schweiz fahren oder ob später eine solche Möglichkeit bestehen wird. Wir sind aber auch sehr froh, daß die für die Schweiz Bestimmten einer geordneten Betreuung entgegengehen. Die Abreisenden machen alle Außendienst, damit sie zugleich mit den Flüchtlingen auf den Süd-Ost-Bahnhof zum Zug gelangen. Dort sollen auch gewisse Uniformmäntel mit den neuen ausgetauscht werden.

Ich sehe für mich nur eine Begleitung von der Schweizerischen Gesandtschaft zum Zug vor, damit auch ich dorthin gelangen kann. Vorgängig gibt es in Wien noch eine Menge zu erledigen; es bedarf vieler Vorkehren, damit alles so gut wie möglich klappt. — Unerwartet wird an die Türe geklopft, und es kommen zwei Flüchtlinge, wie sich bald herausstellt, ein Arzt und ein Jurist, herein. Irgend jemand hat sie zu mir gewiesen mit ihrem Anliegen, der Abklärung eines Gerichtsstandes in der Schweiz. Mir wird bei dieser Gelegenheit bewußt, wie schwierig doch viele hängende Fragen nun zu lösen sein werden, wie zum Beispiel auch die vorgelegte: Die Schwester des einen lebt seit fünf Jahren gerichtlich von ihrem Mann getrennt; er hat sich damals mit einer andern Frau häuslich eingerichtet. Nun ist er mit dieser in die Schweiz geflohen. Kann die Frau nun, die nicht nach der Schweiz gehen wird sondern nach Kanada, in der Schweiz klagen? Sie möchte ihre Verhältnisse in Ordnung bringen. Ihr Bruder, der Arzt, sieht genau so aus, wie man sich einen Magyaren vorstellt: mit einem typischen Schnurrbart, groß, aber auch so erloschen! Kein Wunder: Auch er steht seit Jahren unter Berufsverbot und ist Schwerarbeiter. Ihrer ein ganzes Dutzend, neben den Vorsprechenden noch ein Arzt und ein Architekt mit Frauen und Kindern, leben sie eng zusammengepfercht in unserm Hotel, um die Abreise abzuwarten. Es steht ganz schlecht um ihre Ernährung. Eine solche können sie sich nur in ganz reduziertem Maße leisten; kürzlich stand der Arzt über zwei Stunden an, um schließlich drei Semmeln zu erwischen. Wir können mit Paketen aushelfen! Das Schicksal seines Begleiters ist wahrhaft unfaßbar: 1948 wurde er im gleichen Hotel von den Russen verhaftet und nach Sibirien deportiert. Er stand damals vor der Verheiratung mit einer Wienerin. Und nun wird diese Ehe in drei Tagen abgeschlossen werden, nach was für acht Jahren! Unsere Besprechung findet im Zimmer mit den ungemachten Betten statt; wir werfen viel schweizerische Begriffe über Bord! Vermutlich sind wir auch etwas beweglicher geworden!

Irrtümlicherweise steigen die Neuankommenden am falschen Bahnhof und mindestens vier Stunden früher als vorgesehen aus. Es gibt Stunden voller Umstellungen, bis dann schließlich doch noch ein teilweiser Mantelumtausch möglich ist und auch die Zimmer angewiesen werden können. Der von uns zu bewohnende Kasernenflügel ist noch nicht bereit; es fehlen noch die Abschlußtüre und die Schränke. Eine Besichtigung der Räume läßt uns zuversichtlich diesem Zu-zwölft-in-einem-Raum-Schlafen entgegensehen. Es ist schon recht spät für unsere Verhältnisse — denn morgen wird der Portier um 4 Uhr an unsere Tür klopfen —, wie ich mit meiner Zimmergenossin nach unserm Hotel wandere, froh, in den ruhigen Seitengassen noch etwas Luft schnappen zu können. Wir werden von einer Dame mit der Frage angesprochen, ob wir Schwedinnen seien. Sie hat wohl noch nie Schwedinnen in ihrer schnittigen Uniform gesehen! Wir sind uns einig, daß die Österreicher tun, was sie können. Sie selber ist geborene Ungarin und in England mit einem Engländer verheiratet. Vor kurzem erhielt sie Bericht, daß ihr Bruder

nach acht Jahren Haft von den Russen entlassen worden sei. — Immer sind es acht Jahre; wir waren uns nie bewußt gewesen, was für ein Schicksalsjahr 1948 in Ungarn gewesen war. Sie ist sogleich mit ihrem Mann von England hergefahren, um dann von Wien aus anläßlich eines Fußballmatches unbemerkt nach Budapest zu gelangen. Die Ereignisse überstürzten sich aber vorher; ihr Bruder konnte nicht mehr fliehen, und sie ist leider nicht grundlos in größter Sorge um ihn. Nun stellt sie ihre durch ihre Sprachkenntnisse besonders wertvollen Kräfte zwei verschiedenen Konsulaten englischer Zunge zur Verfügung.

Mittwoch, 12. Dezember:

Auf der langen Fahrt an die Grenze — alle Neuangekommenen sind dabei — wird uns aus der Finsternis heraus ein herrlicher Sonnenaufgang geschenkt. Wieder kommen wir nach Oberpullendorf, um nachher mit gefüllten Wagen verschiedenen Lagern zuzufahren. Unsere Fahrt geht nach Judenau; folglich sind in unsern sieben Wagen vor allem Familien mit Kindern untergebracht. Es werden Fragen gestellt, die wir nicht bejahen können: ob im Lager die Möglichkeit bestehe, in einem Bett zu schlafen? Ob man wohl bald zu einem frischen Hemd komme? Nein, Betten haben wir keine gesehen, höchstens Pritschen mit Strohsäcken oder dann Strohsäcke am Boden oder aber aufgeschüttetes Stroh mit Decken darüber. Das Hoffnungsvollste ist, daß man im Lager registriert wird und dann erstmals Gelegenheit hat, sich für ein Auswanderungsland anzumelden. Daß die Registrierung unvermeidlich ist, ist allen klar und wird ohne Widerspruch angenommen.

In Judenau fühlen wir uns schon etwas weniger verloren, wie immer, wenn wir ein zweitesmal an den gleichen Ort kommen. Hier können wir auch zwei jungen Müttern, die aus unsern Cars aussteigen, Decken, die uns Thurgauer Getreue gestrickt haben, um ihre Kindlein legen. Wie froh sind wir um dieses sichtbare Weitergebendürfen von Wärme und Anteilnahme, das so dankbar angenommen wird! Nach der Rückkehr nach Wien heißt es erst, am nächsten Tag finde nur ein reduzierter Transport statt — und bald darauf wird der Beschluß des Innenministers bekannt, wonach die PTT-Aktion zu Ende sei! Von nun an sollen die österreichischen Bahnen in der Lage sein, die Transporte auszuführen. Zudem stellen die aufnehmenden Länder die Reisen während der Weihnachtszeit ein. Die Cars und ihre Fahrer werden in der beginnenden Fest- und Wintersaison in der Schweiz wieder dringend benötigt. Dieser Beschluß kommt vor allem auch dem Schweizerischen Roten Kreuz völlig unerwartet. Unter diesen Verhältnissen hätten mehrere der ersten Equipe die paar zusätzlichen Tage noch durchgehalten, und es hätte kein Ersatz bestellt werden müssen! Begreiflicherweise haben diejenigen, deren Einsatzwille nun nicht oder kaum zur Anwendung kam, einige Mühe, sich damit abzufinden. Einige werden für Büroarbeiten des Internationalen Roten Kreuzes, andere für die Kantine, Fürsorgerrinnen für das Lager Eisenstadt übernommen. Ausdrücklich sei festgehalten, daß aus diesem Nachschub keine zusätzlichen Kosten erwachsen sind: Die Herreise erfolgte im leeren Zug für Abholung, die Rückreise wird in den Cars vor sich gehen.

Donnerstag, 13. Dezember:

Nun geht in Genf die Escalade zu Ende; plötzlich ist mir dieser Gedenktag an einen andern Freiheitskampf gegenwärtig. Heute verreisen unsere Schützlinge nach Holland. Der Mann, ein Mediziner, hat uns in den letzten Tagen geholfen, wo immer es möglich war: Listen abgeschrieben, Vorräte hin- und hergeschleppt und gestern in der Kantinenküche von 5 Uhr morgens bis abends 8 Uhr ununterbrochen gearbeitet, unter großer Anerkennung unseres wahrhaft überbeanspruchten Chefs.

Bevor ich das Hotel verlasse, rufe ich noch einmal den Arzt und den Juristen zu mir, die mich früher aufgesucht hatten. Wir besprechen ihre mittellose Lage; es ist mir möglich, sie sehr zu erleichtern; denn eine der Abreisenden hat mir einen ansehnlichen Betrag in Schillingen zurückgelassen. Morgen wird nun der Jurist seine seit 1948 verschobene Ehe eingehen! Er erzählt auch von seinem Bruder, der damals nicht deportiert, sondern gehängt wurde . . . Der Arzt hat noch eine Bitte: aus seiner Gruppe hat niemand ein Rasierzeug. Wie ich mich am Nachmittag plötzlich in Gegenwart einer Arbeitskollegin, einer Ärztin, daran erinnere, daß ich noch einen Rasierapparat kaufen müsse, stellt sich heraus, daß sie deren vier aus der Schweiz mitgebracht hat! Sehr erfreut besorge ich nur noch die Rasiercrème und Klingen und ersuche sie, das Gewünschte selber ihrem Kollegen zu bringen. Diese außerordentlichen Zeiten schaffen so schwer erfaßbare Situationen; ich bin mir bewußt, wie unmöglich es unter andern Verhältnissen gewesen wäre, solchen Menschen Geld anzubieten. Ich versuche, mich dafür zu entschuldigen und glaube, daß ich verstanden worden bin. Das Skikleid findet nun am gleichen Ort auch noch grad eine bessere Verwendung als auf zukünftigen seltenen Schneespaziergängen. Viele der Unsrigen verbringen den Nachmittag, um den Proviant für die 1000 Flüchtlinge, die wir morgen bei unserer Heimreise auf den ersten 300 Kilometern mit uns haben werden, vorzubereiten. Es wird mir fast nicht möglich, alle angesponnenen Fäden irgendwie ohne Abreißen noch zu einem, wenn auch provisorischen, Ende weiterzuspinnen; die gute kleine Reisemaschine, die unterdessen mit einem Rot-Kreuz-Zug angekommen war, muß tüchtig eingespannt werden. Beide ahnen wir nicht, daß auch hier ein Abschied bevorsteht: sie sollte die Reise nicht überstehen können, und in das heimische Spital gesandt, wo sie seinerzeit das Licht der Welt erblickt hat, stellt sich heraus, daß die Reparatur mehr als den halben Preis einer neuen Schreibmaschine kosten würde. So verhält ihr Schwanengesang, weil unerwartet, ganz ungehört; aber leid tut mir dieser Arbeitskamerad!

Im allerletzten Moment, wie ich die Kantine verlassen will, gelangt ein Expreßbrief via Rot-Kreuz-Büro in Wien an mich; es ist wunderbar; der angefragte Anwalt nimmt sich der Sache freudig an; schon kann er guten Bericht geben: der Rechtsanspruch besteht noch, er wird realisierbar sein. Mein Bekannter hat sich alle Mühe gegeben, das Wesentlichste feststellen zu lassen. Er schreibt mir im Doppel, und ich kann den Bericht mit Kommentar noch als eingeschriebenen Expreßbrief an das Lager weitersenden. Es ist fast nicht zu glauben; es macht mich unsäglich glücklich! Nun scheint doch die Zukunft in Australien weniger fraglich. Es wäre mir auch sehr schmerzlich gewesen, wenn diese Hoffnungen an einer in der Schweiz begangenen Unredlichkeit zerschellt wären. Wie schmerzlich muß es auch für jenen Flüchtling gewesen sein, der — Welch ein Ausnahmefall! — nicht ganz mittellos, sondern mit Schweizer Zwanzigerbanknoten über die Grenze kam, die ihm dann, weil verfallen, nicht mehr gewechselt wurden! Welch eine Fügung, daß eine der Unsrigen am gleichen Bankschalter stand und sich anbot, die Noten anzunehmen und dann zu Hause der Nationalbank zuzuführen. Wie oft durften wir uns so als Instrument einer Fügung fühlen, ohne unser Dazutun! Warum mußte sich jener Flüchtling gerade an mich wenden, warum war er gerade in meinem Wagen — denn als er eine «Schwester» ansprach, bedurfte er ja womöglich eines Kollegen mit Verbindungen in jener Stadt!

Freitag, 14. Dezember:

Es ist noch lange Nacht, als wir uns vom letzten Kantinenfrühstück erheben; die Morgensonne fällt auf verschneite Berge, wie wir durch das schöne Burgenland

fahren. Unser Reiseziel ist Eisenstadt; wie wir uns dem Lager nähern — es ist ein Übergangslager, in welchem die Neuangekommenen nur kurz verbleiben, ohne registriert zu werden — erliegen wir einer kurz andauernden Illusion: neben der Kaserne erhebt sich ein großer Wohnblock, wohl erst vor einigen Jahren erbaut. Also sind die Flüchtlinge hier in Wohnungen untergebracht? Wie war es nur möglich, diese leer zu bekommen? Ach, aus der Nähe besehen, sieht alles anders aus! Diese Wohnsiedlung ist viel eher ein Potemkinsches Dorf! Die Russen haben dort gehaust, und wie! Schon bevor der Flüchtlingsstrom aus Ungarn einsetzte, hat das burgenländische Rote Kreuz dort in steigendem Maße Flüchtlinge untergebracht; nun ist alles über und über vollgestopft. Es sind dreistöckige Pritschen da, dazwischen Bodenstrohlager. An Stelle der Aborte sind Latrinen ausgehoben worden. Aus dem Lautsprecherwagen wird die Morgenmesse verkündet. Die Namen der Einzusteigenden werden durch die Lautsprecheranlage ausgerufen; es sind sehr viele Dokortitel darunter. Im Wagen vor dem unsrigen fährt eine Gruppe, welche eine Fahne in den ungarischen Farben mitgebracht hat, die während der ganzen Fahrt zum Fenster hinaus flattert. Sie ist mit einem Trauerflor umhangen. Wir haben auch Zigeuner mit auf der Fahrt. Wie wir über die Donau fahren, kann ich nicht umhin, in tiefer innerer Erschütterung mich den Gedanken anzuschließen, die unsere Schützlinge dem Strom mitgeben, der ihrem Lande zufließt! Der Strom, der auf seinem Rücken vor einigen Wochen jenen Kranz mit den brennenden Kerzen dem Ungarland zutrug . . .

Die Ziele der Fahrt sind verschieden; wir fahren weit über Linz hinaus, auf der Straße nach Graz, die wir später verlassen, um einem riesigen Barackenlager in Ried zuzufahren. Wir sind an einem Geschäft vorbeigefahren mit der Aufschrift: Heinrich Himmler, Nachfolger Herta Kriegl. Ein anderer Heinrich Himmler hatte einen Krieg und nicht eine Kriegl im Gefolge! Wir fahren auch an Mauthausen vorbei, und an einem Wegweiser, der nach Braunau zeigt . . .

In Graz hat die österreichische Postverwaltung für Hotelunterkunft gesorgt, und wiederum werden wir im Wohlfahrtshaus der Post freundlich aufgenommen und gepflegt.

Samstag, 15. Dezember:

Wenn die meisten der ersten Equipe nicht schon früher weggefahren wären, so hätten sie wohl gestern selber eingesehen, daß ihr Wunsch, bei unserer Rückreise mit 1000 Flüchtlingen in die Schweiz zurückzufahren, doch wohl kaum erfüllbar gewesen wäre. Verpflegung, Unterkunft, lange Reisezeit, kein «Frei und besetzt», alles nicht zu übersehende Probleme. Heute muß ich mir auch das sagen: das Wetter ist wundervoll, die Landschaft großartig, ob zu Recht oder zu Unrecht: in Bayern atmet alles einen solchen Wohlstand, daß mir scheint, es wäre der Anblick für viele eine Härte gewesen! Dem alten und verbeulten Milchgeschirr, das zu sehen wir nun längst gewohnt waren, hat neues und prächtig glänzendes Platz gemacht, vom Unterhalt der Fassaden nicht zu reden. Der Mittag findet uns in München, der Abend im heimatlichen St. Gallen, ohne Paß- oder Gepäckkontrolle. Nun sind wir wieder in der Schweiz. Aber etwas ist anders geworden: Wir sind mit vermehrtem Pflichtenheft zurückgekehrt. Eine der Unsrigen, eine Fürsorgerin, die uns ein paar Tage vorher verlassen hatte, hat dieser Aufgabe in einem Brief, den ich auch den neu dazu Gekommenen zu lesen gab, nach meiner Ansicht in vorzüglicher Weise Ausdruck gegeben:

«Wir sind alle gut in der Schweiz angekommen. Bis jetzt konnte ich feststellen, daß unsere Aufgabe anerkannt wird, und es ist gut, wenn man sich der Verantwortung bewußt ist, die man damit übernommen hat. Unsere Aufgabe ist

aber mit unserer Heimkehr nicht beendet, im Gegenteil, wir müssen eine Brücke bauen für all diejenigen Schweizer, die bereits von den Flüchtlingen enttäuscht worden sind. Viele Klagen werden bereits laut. Wir sind schon ein wenig privilegiert, daß wir durch den Kontakt mit unzähligen Flüchtlingen uns von der Mentalität der Leute ein besseres Bild machen können. Die Gebefreudigkeit der Schweizer ist groß. Leider ist es auch eine Eigenschaft der Menschen, dadurch in der Meinung zu leben, der andere, diesmal der Flüchtling, müsse so reagieren, wie man sich selber das Bild von einem geflüchteten Menschen macht. Reagiert er anders, weniger demütig, macht er gewisse Ansprüche, so ist man enttäuscht von ihm. Das Schlimme daran ist, daß dann gleich alle in denselben Topf geworfen werden. Diese menschlichen Reaktionen erlebt man in der Fürsorge, und genau das Gleiche zeichnet sich nun in der Flüchtlingshilfe ab. Wir müssen hier aufklärend wirken, damit nicht die positive Haltung der Schweizer ins Gegenteil umschlägt. Es ist eine Gefahr, daß zu viel in einer gewissen Wohltätigkeit gemacht wird im einzelnen. Wir dürfen nicht den realen Boden unter den Füßen verlieren und den Flüchtlingen den Westen oder die Schweiz zu rosarot gefärbt darstellen. Wir leisten ihnen damit keinen Dienst. Am meisten gefährdet sind die jungen Leute, weil das ersehnte Paradies nicht ganz ihren Träumen entspricht. Von unserer Haltung hängt sehr viel ab. Bei jeder Kontaktnahme mit Flüchtlingen muß uns dies bewußt werden — und ich glaube, gerade wir und die PTT-Mannen haben hier noch eine besondere Aufgabe zu erfüllen.»

Sonntag, 16. Dezember:

Im bernischen «Land unter Sternen» machen wir am Mittag Halt, und um 15 Uhr stehen die Cars vor ihren heimatlichen Ställen. Herr Bundesrat Lepori und Herr Generaldirektor Weber lassen sich von unserm Erleben erzählen — wir sind ja mit ungefähr 14 000 Flüchtlingen in Berührung gekommen —, und der bundesrätliche Dank schließt unsere Aktion — von Sonntag zu Sonntag — über genau drei Wochen hinaus, ab. Wir haben für viel zu danken: den Auftrag, die Arbeitsbedingungen, die Aufnahme im fremden Land, das gute Wetter und das Ausbleiben von Krankheit und Epidemie. Vor allem aber der Vorsehung, die auch weiterhin die Schweiz in der Lage, helfen zu dürfen, belassen möge!

Nachklang:

Es ist nicht ganz leicht, sich wieder anzugewöhnen. Unrichtig ist die Voraussetzung, daß man sich wieder am eigenen schönen Heim freue. Im Gegenteil sehen uns die Sachen irgendwie fremd an: was ist schon Eigenbesitz, wenn nur scheinbar irgendwo eine höllische Maschinerie in Betrieb gesetzt werden muß, damit man das alles nicht mehr sein eigen nennt? Bei jeder Nachricht vom Eintreffen neuer Flüchtlinge schnürt sich uns das Herz zusammen: wir sehen sie leibhaftig vor uns und erleben ihr Schicksal mit. Wir möchten weiter helfen!

Am wohlsten fühlen wir uns, als wir eine Woche später freundlicherweise gebeten werden, Weihnachten mit den Flüchtlingen im Dorf zu feiern. Sie sind dort musterhaft aufgehoben gewesen, mit materieller Fürsorge *und* Herz und Verständnis. Die Feier unter dem Weihnachtsbaum ist ein erhebendes Miterleben. Nachher wollen sie viel von mir hören, was alles ich erlebt habe, seitdem der besagte Telefonanruf uns in unserer Kaffeestunde gestört.

Der Tag endet mit einem erschütternden Erleben: Der Gastgeber der Flüchtlinge hat die in Deutschland lebenden Eltern eines Flüchtlings eingeladen, auch

Ungarn. Diese kommen am Abend an, ihre erste Begegnung mit den vier heranwachsenden Großkindern — die bald nach Venezuela weiterreisen werden.

Heute ist mir eine große Freude zuteil geworden, nein gleich zwei: mein eingeschriebener Expresbrief in der dringenden in der Schweiz zu vertretenden Sache ist angekommen. Die Verbindung mit dem Anwalt ist hergestellt. Und unsere nach Holland abgereisten Schützlinge schreiben auf dem Umweg über die Wiener Adresse (ich darf den Brief wohl wörtlich wiedergeben, ohne mich dem Verdacht auszusetzen, nun an den unverdienten Komplimenten wohlzuleben; aber fast glaube ich, aus brieflichen und mündlichen Äußerungen schließen zu dürfen, daß das Schicksal des Briefschreibers auch andere interessiert):

«Liebe, gute gnädige Frau! Unsere liebe Mutter! Glückliche, mit Gottes Hilfe sind wir angekommen. Die Reise war unvergeßlich, auch sehr traurig, weil überall Leute warteten, die mit unserer Nationalhymne und Fahnen uns begrüßt hatten. Der Extrazug hatte Schlafwagen und Speisewagen gehabt, also war es sehr gemütlich. In Utrecht waren wir 1 Tag, wo Untersuchung und Registration war. Wir waren in dem berühmten Juliana-Saal gewesen. Jetzt sind wir als Gäste der Königin hier in Scheveningen, und 3 Wochen bleiben wir hier. Ich habe hier auch sehr gute Freunde, die sich schon um meine Stelle kümmern. Gestern war ich in dem Stadtkrankenhaus von Haag und besuchte den Herrn Direktor, der mir alles helfen wird, daß ich als Laborant in ein Krankenhaus hinein komme. Auch Wohnung bekommen wir bald. Berühmte Schauspieler waren hier, um meine Braut zu besuchen; sie bekommt Privatstunden, daß sie schnell lernt, und dann kommt sie ins Theater. Hier verdienen die Leute sehr gut, also hoffen wir, daß alles in Ordnung kommen werde. Wir denken viel an Sie und die Damen.»

Diese erfreulichen Nachrichten schließen mit vielen Dank- und Segenswünschen, die ich gern weitergebe, nicht zuletzt an unsere Gemeinnützigen, die uns halfen zu helfen! Und damit schließt auch mein Tagebuch, das eigentlich in vielem unsere, der mit den Cars ausgereisten Equipe, Erinnerung und Eindruckzusammenfassung ist. Es enthält vieles, was mir durch ihr Erleben zugetragen worden ist; denn wir haben in schönster Gemeinschaft eines des andern Last und Hoffnung getragen.

Gott

Schenk mir klare Augen, der Menschen Weh zu sehn,
Und schenk mir feine Ohren, ihr Rufen zu verstehn.

Gott

Schenk mir flinke Hände, für aller Menschen Leid,
Und liebe, zarte Worte für unsre harte Zeit!

Gott

Schenk mir flinke Füße, zu dienen Deinerstatt:
Bis jeder meiner Brüder den tiefsten Frieden hat.



Heimpflegerinnen im Bergland

«Familie B. ist durch die schwere Erkrankung der Mutter in große Bedrängnis geraten. Vom November 1955 bis Mai 1956 weilte die Frau im Spital. Eine sehr schwere Schwangerschaft mit Thrombose wurde schließlich durch die vorzeitige Geburt des winzig kleinen Anneli beendet. Elend und schwach kam die Mutter nach Hause und mußte sich unbedingt noch längere Zeit schonen. Das wäre in der kleinbäuerlichen Familie und mit den sieben Kindern ganz ausgeschlossen gewesen, wenn wir nicht sofort unsere Heimpflegerin hätten einsetzen können. Diese schaffige und so frohmütige Tochter vertritt im besten Sinne Mutterstelle.» — So hat uns unlängst eine Bergfürsorgerin geschrieben und damit auf einen Frauenberuf hingedeutet, von dem die «große Welt» kaum etwas weiß. Aber — ist es nicht mit den meisten, oft so gesegneten Handreichungen unserer Frauen so, daß man sie wenig achtet, ja beinahe selbstverständlich nimmt?

Wir möchten hier nicht von der *fachlichen* Ausbildung unserer Hauspflegerinnen reden; der Hinweis mag genügen, daß in den meisten Kantonen spezielle Kurse — oft in Verbindung mit Frauenschulen — von einem bis zwei Jahren Dauer durchgeführt werden, in welchen die Töchter insbesondere in die Hauswirtschaft eingeführt werden und manchen wertvollen Wink für die Betreuung der Kinder und der Kranken erhalten, wenn selbstverständlich auch eine eigentliche Ausbildung zur Säuglings- oder Krankenschwester in der verhältnismäßig kurzen Zeit nicht in Frage kommt.

«Eine Haus- oder Heimpflegerin soll in schwerer Zeit für die Mutter einspringen können.» Mit dieser einfachen und doch so vielsagenden Definition hat uns unlängst eine Kursleiterin Sinn und Wesen dieser Tätigkeit umrissen. Und nun möch-

ten wir berichten, in was für Verhältnissen wir diese jungen Frauen schon getroffen haben.

*

C. ist ein weltverlorenes Bergdörflein mit knapp fünfzig Seelen. Der «größte» Bauer hat vier Kühe im Stall; die andern müssen sich ersichtlich alle Mühe geben, ihr Kinderschärlein durchzubringen und den Zins fürs Heimetli zu beschaffen. Familie V. wohnt zuoberst im Dorf. Es ist ein wunderweiter Blick ins Tal hinaus von hier; aber davon hat man ja nicht gelebt. Der Erdäpfelacker ist unheimlich steil, wenn auch der Sonne zugewandt — auf ihm haben wir bei unserem herbstlichen Besuch die Hauspflegerin getroffen in wackerer Arbeitsgemeinschaft mit dem Bauern und den beiden großen Buben. Die Mutter saß auf dem Sonnenbänkli vor dem Haus, das Jüngste im Wagen neben sich; die zweijährigen Zwillinge spielten mit den Holztierchen, die ihnen der Ätti aus Aststücken geschnäfelt hatte — es war ein Bild von seltsam reiner Innigkeit.

Doch was uns dann Frau V. berichtete, ließ uns nachdenklich werden und tat uns zugleich die Bedeutung des Heimpflegerinnenberufes auf: «Wir haben es eigentlich zeitlebens noch nie leicht gehabt und waren immer wieder froh, wenn uns der Herrgott wenigstens das tägliche Brot schenkte. Natürlich muß ich selber ständig mitarbeiten, weil mein Mann halt gar wenig verdienen kann. Aber nach der letzten Geburt ging es einfach nicht mehr — sie war lang und schwer —, und ich kann nicht recht zu Kräften kommen. Ja, ich weiß nicht, wie's geworden wäre, wenn mir die Fürsorgerin nicht unsere Hauspflegerin geschickt hätte. Vom ersten Augenblick an packte sie zu, als ob das selbstverständlich wäre. Mein Mann meinte zwar, es komme ihm merkwürdig vor, einen wildfremden Menschen unter demselben Dach zu haben — aber seht jetzt einmal, wie die beiden mit den Buben dort droben werken! Und vollends unsere Kinder wollen immer um „ihr Züsi“ sein, das so lustige Liedlein und Geschichten weiß und einfach immer fröhlich ist, was ich von mir schon nicht behaupten kann.» Ein verschämtes Lächeln huscht über das hagere Gesicht der Bergbäuerin — kann man es ihr übelnehmen?

Aber dann fährt sie fort: «Ich habe anfangs gedacht, die Hauspflegerin werde vielleicht über unsere Bedürftigkeit lächeln und mir am Ende Vorwürfe machen, weil ich halt meine Haushaltung bei all der vielen andern Arbeit nicht grad wichtig nehme. Davon war keine Rede — und doch habe ich schon vieles von Züsi gelernt. Sie hat doch auch eine richtige Hausfrauenausbildung gehabt und packt erstaunlich geschickt an. Es sieht auch vieles netter aus im Haus, so daß sogar mein Mann letzthin sagte, es dünke ihn, als ob mehr Sonne durch die Scheiben komme. Ja — das darf jetzt dann nicht mehr anders werden!» sagt die Bergbäuerin mehr zu sich als zu mir.

Wir aber stiegen jenen Abend den stotzigen Bergpfad mit einer warmen Freude hinunter, hatten wir doch wieder einmal erleben dürfen, daß sich sogar in dürftigsten Verhältnissen ein *Freudenfeuerlein* anzünden läßt. Und unversehens fiel uns jenes weise Wort der Dichterin Marie von Ebner-Eschenbach ein: «Wenn jeder dem andern helfen wollte, wäre allen geholfen.»

* * *

«Es handelt sich bei Fr. M. in K. um eine ausgesprochen *haushaltuntüchtige Mutter*, die grad das Nötigste besorgt, mit dem Flicker immer im Hintertreffen ist und vom Nähen kaum etwas versteht. Natürlich leidet der Familiengeist darunter. Nun wollen wir versuchen, unsere überaus zugriffige und tüchtige Heimpflegerin einzusetzen, wenn Frau M. — was schon in wenigen Wochen sein wird — für die

Geburt ihres fünften Kindes in die Klinik kommt.» So steht im Brief des Gemeindepfarrers, der sich ersichtlich nicht nur um religiöse Dinge kümmert, sondern im schönsten Sinn «Betreuer» seines Dorfes ist.

Wir haben die Familie in der Folge zweimal aufgesucht, das einermal während der Abwesenheit von Mutter M., das anderemal einige Wochen nach ihrer Rückkehr mit dem jüngsten Familiensproß, einem dicken, pausbäckigen Bürschlein. Und beide Male tauchten wir gänzlich unangemeldet auf, so daß wir uns ein neutrales Bild zu machen imstande waren. Dies eine war klar: Die Hauspflegerin hatte es nicht ganz einfach; ihr Tun verlangte ausgesprochenes *Fingerspitzengefühl*. Sie konnte zweifellos die wenig erfreuliche Ordnung nicht kurzerhand auf den Kopf stellen, ohne die Hausfrau ärgerlich zu machen. So ließ sie dann mehr oder weniger alles, wie es war — und änderte gleichwohl so ersichtlich, daß Ordnung in den kleinen Haushalt kam. Blitzblank glänzten die Scheiben, die Vorhänge waren frisch gewaschen, alles hatte seinen praktischen Platz — und die Hauspflegerin spannte selbstverständlich die Kinder ein, soweit es ihrem Alter entsprach. Ja, die Mutter sollte eine große Überraschung erleben: Fräulein Vroni nahm sich die Zeit und die Geduld, dem siebenjährigen Rösli das Stricken beizubringen. Und auch ein Liedlein lernten die Kinder unter der frohen Anleitung der Hauspflegerin, um damit bei der Heimkehr ihre Mutter zu erfreuen. «Kleinigkeiten!» mag man denken — und doch schaffen gerade solche Kleinigkeiten die Atmosphäre im Haus.

Als wir das nächstemal erschienen, gab uns ein einziger Satz der zurückgekehrten Frau M. Auskunft über ihre Einstellung zur Heimpflegerin: «Wenn Fräulein Vroni nur ein ganzes Jahr bei uns bleiben könnte — ich habe noch soviel zu lernen!» Offensichtlich hatte es die «Aushilfe» verstanden, in froher, leise leitender Arbeitsgemeinschaft mit Frau M. zusammenzuarbeiten, ohne daß diese den Eindruck erhielt, beaufsichtigt oder gar bevormundet zu werden. Aus dem gemeinsamen Werk jedoch keimte unauffällig das Bedürfnis der «ausgesprochen haushaltuntüchtigen» Frau, etwas nachzuholen, was für den Geist im Heim so wichtig ist.

* * *

Es mag sich wohl die Frage erheben, wie denn eigentlich die Anstellung einer solchen Haushilfe oder Heimpflegerin finanziert wird. Meist dient sie einer ganzen Talschaft oder gar einem Bergbezirk; die beteiligten Gemeinden entrichten dann pro Kopf der Bevölkerung einen bescheidenen Beitrag, so daß man füglich von einem ausgesprochenen *Gemeinschaftswerk* reden darf.

Als schwierig erweist sich jedoch stets die *Einführung* eines solchen dringend erforderlichen Amtes. Da ist es denn ein Glück, daß nun auch die Schweizer Berghilfe einspringt, bis man in den abseitigen und nur selten finanzkräftigen Gemeinden den Segen eingesehen hat, den eine Heimhilfe für die Notfälle bedeutet. Die Frauenvereine in den Berggegenden wissen es wohl zu schätzen, wenn ihnen hier Hilfe geleistet wird. Zunehmend befaßt sich ja die Berghilfe mit der «Hilfe an Menschen» — über die lebensnotwendigen Werke hinaus, die eine Existenzverbesserung unserer bergbäuerlichen Bevölkerung einleiten (Lawinen- und Wildbachwuhre, Fahrwege und Transportseilbahnen zu abseitigen Siedlungen und Wäldern, Wasser- und Lichtversorgungen, Sennhütten, Alpstätten, Sägewerke usw.). Von der Hilfe für die Aller kleinsten durch Veranstaltung von Säuglings- und Krankenpflegekursen bis zu einer Handreichung für die Schulentlassenen durch Selbstversorgerkurse für die Burschen, durch Spinn- und Web-, Näh- und Flick-, Haushalt- und ähnliche praktische Kurse für die Töchter versucht die Berghilfe mit erfreulichem Erfolg, die *Selbsthilfe* unserer Bergler zu wecken und wachzuhalten.

In diesen weitgespannten Arbeitskreis fügt sich nunmehr auch die Hauspflegerin ein, die — neben ihrer praktischen häuslichen Tätigkeit in Notfällen — recht eigentlich *haushalterziehend* bei jenen Frauen und Töchtern wirken kann, die keine Möglichkeit zu einer fachlichen Ausbildung haben. Auch dadurch kann ja mitgeholfen werden, die Familienbande eng und stark zu knüpfen. Wollte jemand sagen, dies sei belanglos in unserer heutigen Zeit? Sicher nicht unsere Frauen, die hier je und je Pionierarbeit geleistet haben. W. Z.

Wir empfehlen die Schweizer-Berghilfe-Sammlung 1957: Postcheck VIII 32 443 Zürich, die vom 20. Januar bis zum 10. Februar durchgeführt wird. M. H.

Das Leben beginnt mit Fünfzig!

Schwedische Frauenverbände fordern Arbeit für ältere Frauen

Man muß auch mit Fünfzig noch den Mut haben, in die Lehre zu gehen und sich umschulen zu lassen. Man muß bereit sein, neue Fähigkeiten in sich selbst zu entdecken, sich der veränderten Umgebung anzupassen, darf sich nicht auf das veraltete Vorurteil berufen: «Ich bin ja schon zu alt!»

Diese Feststellungen bilden die Grundlage für eine immer erfolgreicher werdende schwedische Kampagne zur Lösung des Altersproblems. Unter der Devise «Sieg über das Mittelalter» haben schwedische Frauen versucht, die Widerstände auf beiden Seiten, der Arbeitgeber ebenso wie der älteren Frauen, zu überwinden. Zahlreiche Persönlichkeiten, die trotz ihres reifen Alters führende Stellungen im öffentlichen Leben einnehmen, haben erklärt, daß das goldene Alter der Frau eigentlich erst mit Fünfzig beginnt, wenn sie von der Verantwortung für Kinder und Heim zum größten Teile befreit und zur selbständigen Arbeit bereit ist. Man hat da auch das Beispiel aus andern Ländern. In Kanada etwa gibt es nicht weniger als 9000 berufstätige Frauen über 70 Jahre, unter ihnen Lastwagenchauffeure, Landarbeiterinnen, und sogar auch einen weiblichen Detektiv. Eine Untersuchung hat erwiesen, daß viele dieser Frauen erst nach ihrem 50. Geburtstag diese Berufswege eingeschlagen haben. Als Stockholm unlängst seinen Bestand an Taxichauffeuren erweitern mußte, gab es nicht genug männliche Bewerber. Prompt engagierte man 20 weibliche Taxiführer, und unter den 60 Kandidatinnen waren ein Fünftel nahe den Fünfzigerjahren.

Man stellte auch fest, daß gerade heute, im Zeitalter der Vollbeschäftigung, älteren Frauen goldene Chancen geboten werden, da der Mangel an Arbeitskraft die Unternehmer zugänglicher gestimmt hat und man nunmehr eher bereit ist, auch Bewerberinnen jenseits der kritischen Fünfzig für wichtige Posten zu berücksichtigen. Zudem bemüht man sich auch, den älteren Frauen die Ausbildung in den ihnen am besten liegenden Berufszweigen zu ermöglichen. Man rät ihnen, vor allem an jene Berufe zu denken, in denen dauernder Mangel an Arbeitskraft besteht und in denen die gegebenen Eigenschaften der Frauen am leichtesten anwendbar sind. Als Heimhilfe zum Beispiel, um kranke Hausfrauen zu ersetzen, als Gesellschafterin und Haushälterin für Invalide, als Sozialfürsorgerin und als Helferin in Altersheimen, alles Aufgaben, die hohe menschliche Qualitäten erfordern und in denen abgeklärte, erfahrene Persönlichkeiten die größten Entfaltungsmöglichkeiten haben und der Gemeinschaft wertvolle Dienste leisten können. Erfahrungsgemäß sind viele Frauen im mittleren Alter ausgezeichnete Sekretärinnen, die den Chef oft schon nach kurzer Arbeitszeit besser entlasten können als jüngere Arbeitskräfte, wenn sie vielleicht auch nicht so tüchtige Stenographen oder Maschinenschreiberinnen sein mögen, weil sie diese Kunst erst in späten Jahren gelernt haben.

Es zeigte sich auch, daß ältere Frauen durch ihr hohes Konzentrationsvermögen und ihre Routine im Umgang mit Menschen als Personalchefs sehr erfolgreich sein können. In vielen schwedischen Restaurants sind Fünzfzigerinnen Oberkellnerinnen, in Warenhäusern Abteilungsleiterinnen, und es erwies sich, daß sie einen guten Einfluß auf die jüngeren Kräfte haben und die Arbeitsdisziplin stärken. Manche wollen selbständig sein, und ihnen liegt eine eigene Gärtnerei, Schneiderei, Hühnerzucht oder ein kleiner Laden besser als eine Anstellung.

Schwedische Soziologen haben im Zusammenhang mit der «Bekämpfung des Mittelalters» festgestellt, daß die meisten Argumente gegen ältere Frauen in produktiver und konstruktiver Arbeit, meist von diesen Frauen selbst kommen, die Umschulung darum damit beginnen muß, die selbstgehegte falsche Einbildung auszumerzen, daß eine Frau mit Vierzig einfach ausspannen und geduldig ein unproduktives Alter erwarten muß. Man fand auch, daß Mütter toleranter sein und von den Jungen und ihren Problemen mehr lernen sollten.

Eine bekannte schwedische Psychologin gab auch manchen guten Rat. Die glücklichsten Kinder kämen aus jenen Heimen, in denen die Mütter ihr eigenes Leben leben, nicht «in den Kindern aufgehen» und sich auf diese Weise über ihre eigenen Probleme hinwegtäuschen wollen, «nicht resignierte Aufopferung, keine Kette von Verboten, keine ständigen Ermahnungen, sondern eine durch eigene Arbeit harmonisch lebende Mutter, die den Jungen Selbständigkeit anerzieht, indem sie selber eine selbständiges Leben führt.»

Michael Salzer

Moderne Trinkerbehandlung

Von Dr. med. H. Solms, Waldau-Bern

Im letzten Jahrzehnt hat die Behandlung des Alkoholismus große Fortschritte gemacht. Und zwar ist sie deshalb viel erfolgreicher geworden, weil die medizinische Forschung die bisher nur psychologischen, fürsorgerischen und administrativen Mittel zur Bekämpfung der Trunksucht um wertvolle medikamentöse Verfahren bereichert hat.

Den meisten Trinkern können wir nur dadurch helfen, daß wir ihre Nöte verstehen und ihre Lebenskonflikte zu lösen versuchen, also durch fürsorgerische Betreuung und ärztliche Behandlung, nicht aber durch Bestrafung. Denn der Alkoholiker ist ein kranker und nicht ein lasterhafter Mensch. Es kann ihm in der Tat geholfen werden, wenn er eine seinem speziellen Fall angepaßte Behandlung rechtzeitig erhält. Dazu bedarf es eines engen Zusammenspiels fürsorgerischer, psychiatrischer und körpermedizinischer Maßnahmen.

Bekanntlich ist ohne Totalabstinenz eine Entsüchtung und Entwöhnung vom Alkohol nicht möglich. Doch weiß jedermann, wie schwer es auch der einsichtige und heilungswillige Trinker hat, der Enthaltensamkeitsforderung nachzuleben. Hier springen nun die neuen Medikamente unterstützend ein. Sie erleichtern das Abstinieren. Sie bilden dem Willensschwachen eine willkommene Stütze. Doch die zentrale Problematik eines jeden Alkoholikers, seine mannigfachen charakterlichen, beruflichen, familiären und anderen seelischen und umweltbedingten Schwierigkeiten vermögen sie nicht zu beeinflussen, geschweige denn zu beheben. Worin ihre Wirkung nun aber eigentlich besteht, soll hier erörtert werden.

Am meisten verwendet man heute zur medikamentösen Stützung *Antabus-Tabletten* und Einspritzungen von *Apomorphin* und *Emetin*. Antabus erzeugt in jedem Menschen eine derartige Alkoholunverträglichkeit, daß schon kleine Mengen

alkoholischer Getränke — wie sie bei Behandlungsbeginn als Probetrunk unter ärztlicher Aufsicht verabreicht werden — eine äußerst unangenehme Reaktion hervorrufen: das Gesicht wird knallrot, der Herzrhythmus abnorm beschleunigt, und es treten Atembeklemmungen, Kopfschmerzen, Übelkeit, eventuell Kreislaufschwäche und Erbrechen auf. Aber alle diese Symptome stellen sich nur nach Alkoholgenuß ein. Dank Antabus fällt es dem Patienten also viel leichter, dem Alkohol zu widerstehen. Denn während der Alkohol vordem als «Sorgenbrecher» begrüßt worden war, bereitet er dem auf Antabus Eingestellten fortan nur noch Unannehmlichkeiten und Beschwerden.

Somit bildet die Alkohol-Antabus-Reaktion eine Art Barriere, die den Trinker davor bewahrt, dem Alkohol gänzlich zu verfallen. Antabus kann eine stützende Helferrolle aber nur dann ausüben, wenn seine unter ärztlicher Kontrolle über Monate, ja Jahre fortgesetzte regelmäßige Einnahme sicher ist.

Auf eine ganz andere Art wirken die beiden Brechmittel Emetin und Apomorphin, die dem Alkoholkranken im Rahmen einer etwa zehntägigen Spitalkur zusammen mit alkoholischen Getränken verabfolgt werden, wobei sich schließlich eine nachhaltige Abscheu gegen die letzteren entwickelt. Es wird also mit diesen Arzneien eine sogenannte Alkoholvergällung erreicht. Nur hält der hervorgerufene Ekel gegen alles Alkoholische nicht lange an. Es handelt sich denn auch bei dieser Kur nur darum, gleich zu Anfang der Behandlung einen, wenn auch nur vorübergehend wirksamen Schutzwall gegen die Flut alkoholischer Versuchungen zu errichten.

Die medikamentösen Verfahren sind aber immer dann so gut wie illusorisch, wenn nicht gleichzeitig auf die seelische Sanierung und Wandlung des Kranken hingearbeitet wird. Unter dieser Voraussetzung haben sie sich in den letzten Jahren an unzähligen Alkoholkranken derart bewährt, daß sie aus dem antialkoholischen Arzneischatz nicht mehr wegzudenken sind. Bei vielen Patienten konnte dank ihrer Anwendung auf kostspielige längere Hospitalisierungen oder gar Internierungen verzichtet werden, während bei andern eine entscheidende Besserung doch nur durch die altbewährten längeren Heilstättenkuren erreichbar ist. Denn die medikamentösen Hilfsmittel können nicht bei jedem Trinker zur Anwendung gelangen. Es ist Sache des Arztes, zu entscheiden, wo und wann sie erfolgreich einzusetzen sind. Auch kann nicht genug betont werden, daß sie nur Stützen, nur Hilfsmittel, aber keine Heilmittel sind. Denn der Alkoholismus ist im wesentlichen nicht ein biochemisches, sondern ein psychologisches und soziales Problem. Persönlichkeit, Lebenskonflikte und Umwelt des Trinkers entscheiden über Entstehung, Art der Giftschädigungen und Verlaufsform dieser Krankheit. Deswegen ist und bleibt die seelische und soziale Wiederaufrichtung des Alkoholkranken die zentrale Aufgabe. Um dieses Ziel zu erreichen, ist neben der Mithilfe des Patienten eine intensive Zusammenarbeit notwendig, bei der je nach Fall Arzt, Fürsorger, Seelsorger, Krankenpfleger, Arbeitgeber, Freunde, Verwandte, Abstinenzvereine und nur in besonders schwierigen Fällen die Behörden mitwirken. Die medikamentösen Methoden haben dabei als Glied dieser Kette ihren bestimmten Platz. Sie und alle andern Hilfsglieder bilden dann gewissermaßen einen Rettungsring für den Patienten, der ihn vor erneutem «Ertrinken» bewahrt und damit die Grundlage zur späteren Heilung legt.

Hinweis: Sektionen, die sich von Frauenseite über das Alkoholproblem unterrichten lassen möchten, weisen wir gerne darauf hin, daß sich die frühere Präsidentin des Bundes abstinenten Frauen, *Fräulein Clara Nef, Herisau*, für Referate zur Verfügung stellt. Wir bitten, sich direkt mit Fräulein Nef, der wir ihr Anerbieten verdanken, in Verbindung zu setzen.

Aus unsern Sektionen

Mitteilungen der Sektion Bern

1. Die zwei Nachmittagskurse über Führung einer Vormundschaft und Pflegekinderaufsicht finden wie folgt im Bertha-Trüssel-Haus am Fischerweg statt: Montag, 21. Januar, 14 bis zirka 17 Uhr: Wie führe ich eine Vormundschaft? Referentin: Frau Fürsprecher Jaeggi. Montag, 28. Januar, 14 bis zirka 17 Uhr: Wie führe ich eine Pflegekinderaufsicht? Referentin: Frau Fürsprecher Jaeggi.

2. Die nächste Zusammenkunft unserer Mitglieder in der «Schanzenegg» findet am 7. Februar 1957 statt. Frau Siegrist wird über Zivilschutz berichten.

Steffisburg

Wiederum darf die Sektion Steffisburg auf ein erfolgreiches Jahr zurückblicken, in dem allerdings das Feiern für das dreißigjährige Bestehen diesmal an erster Stelle stand. Dieser beachtenswerte Geburtstag fand bei einer Fahrt im Mai, an der 70 Frauen teilnahmen, seine verdiente Würdigung. Zu den großen Ereignissen gehörte auch ein Vortragsabend von Elisabeth Müller. Im Vorstand sind einige Veränderungen zu verzeichnen; zum zweitenmal durfte die Auslosung von Gemeindestuben-Obligationen im Werte von 5000 Franken empfohlen werden. Der gute Geschäftsgang in der Brockenstube ermöglichte die Bescherung mancher Bedürftigen zur Weihnachtszeit.

Auch die *Gemeindestube* darf auf ein gutes Jahr zurückblicken, trotz des Wechsels in der Leitung, wo Fräulein Goßweiler durch Fräulein Baumann ersetzt wurde. Eine der größten Sorgen ist die Personalfrage, da die ungeschult angestellten und mühsam angelernten Mädchen, sobald sie ihre Tätigkeit beherrschen, in besser bezahlte und Trinkgeld akzeptierende Betriebe überwechseln. Gönner helfen immer wieder die notwendigen Reparaturen und Neuanschaffungen ausführen.

Die stets gut besuchten Näh- und Flickkurse konnten auch im vergangenen Jahr wieder durchgeführt werden, ebenso die Diplomierung treuer Hausangestellter. Für das Rote Kreuz, dessen Vorräte durch Brand und Unwetterkatastrophen etwas erschöpft waren, wurde im letzten Herbst eine größere Sammlung durchgeführt, die ein schönes Ergebnis zeitigte. Die Säuglings- und Mütterberatungsstelle ist zu einer unentbehrlichen Institution geworden, und auch die vorerst mit einiger Skepsis aufgenommenen Mütterabende haben sich erfreulich gut eingebürgert. Die Landfrauengruppe durfte ihr 25jähriges Bestehen feiern; sie ist stets sehr regsam und sorgt durch Kurse und Vorträge für die Weiterbildung ihrer Mitglieder. -rn-

Die Thurgauerinnen tagen

Mitte November sind in Romanshorn im gastlichen, alkoholfreien Schloßhotel die Thurgauerinnen in der stattlichen Zahl von 123 zusammengekommen. Manch schweizerischer Verband würde gern eine so starke Beschickung aufweisen können wie der thurgauische Zusammenschluß der Gemeinnützigen.

Unter der speditiven und doch gelassen-freundlichen Leitung von Frau Schellenberg wurden die Traktanden rasch erledigt, trotzdem sie nicht alle alltäglich

waren: galt es doch die ersten Beschlüsse der *auf Mitte Mai zu organisierenden Jahresversammlung* zu fassen. Es scheint, daß das Zusammenspannen von Romanshorn und Arbon die nötige Bettenzahl garantieren dürfte. Die Versammlung bewilligte die Eröffnung eines Kredites von 1000 Fr. zur Bestreitung der aus der Einladung zu erwartenden Kosten. Der bewährte Vorstand stellte sich mit Ausnahme der Aktuarin, Frau R. Naegeli, die in diesem Gremium nur ungern vermißt werden wird und an der Versammlung selber noch als unersetzlich festgestellt wurde, wieder zur Verfügung. Und das trotz der für das nächste Jahr zu erwartenden nicht unbedeutenden Mehrarbeit!

Das immer sorgfältig ausgelesene Tagesreferat wurde diesmal von Herrn Dr. Zolliker, Direktor der Thurg. Heil- und Pflegeanstalt Münsterlingen, gehalten. Er sprach über den Menschen und seine Sprache, deren Entwicklung, die sprachliche Fertigkeit, den Wortschatz (für das vorschulpflichtige Alter sind die Eltern an dessen Aufbau stark beteiligt!), die Umstellung auf die Schriftsprache. Der sprachliche Reichtum bestimmt den geistigen Horizont eines jeden Einzelnen. Was für ein Reichtum an Möglichkeiten in der Ausdrucksform, denken wir nur an eine wenn auch beschränkte Auswahl: reden und schweigen, fragen und antworten, drohen und loben, beten und fluchen.

Der Monolog ist der Weg, über etwas nachzudenken, noch wichtiger ist der Dialog, diese Auseinandersetzung zwischen dem Ich und irgendeinem Du. Je mehr wir heranwachsen, desto häufiger kommen sachliche Gespräche vor, alle Lustgefühle können sich auf diese Weise äußern, Belehrung, Festrede, Predigt, Propagandarede, alles sind Möglichkeiten der Sprachanwendung. Auch gemeinsames Sprechen und Singen hat eine große Bedeutung. Die Volkspsychologie scheint das Zuviel richtig zu bewerten: «Reden ist Silber, Schweigen ist Gold»; oder auch etwa «mit Schweigen niemand fehlen kann». Interessant war auch der Spaziergang mit dem Referenten in den Wald, als er anhand dieses Wortes ausführte, wie vielerlei verschiedene Begriffe doch durch ein und dasselbe Wort ausgelöst werden können. Der Nervenarzt endlich braucht die Sprache als Mittel zum Nachweis des Krankheitsbildes und als Weg zum Kranken.

Wie sehr ging doch gerade in diesen Novembertagen die Eindringlichkeit der Schlußworte zu Herzen: Schlimm, wer nie reden konnte, schlimmer, wer nicht mehr reden kann, am schlimmsten, wer die Sprache mißbraucht und wenn man, wie Regierungen verschiedener Länder, nicht mehr miteinander reden kann. Und was der Referent seinem vorzüglichen Vortrag noch nachträglich beifügte, sei auch nicht unterschlagen: daß die für die Anstaltsweihnachtskasse bestimmte Sammlung Ungarn zukommen solle. So war es möglich, über 300 Fr. dem Roten Kreuz zu überweisen.

Mit diesem Geschenk zum Nachdenken war wohl der richtige Weg gewiesen, um während einer weiteren Stunde des Beisammenseins manch richtiges Wort miteinander auszutauschen. Was uns ganz besonders gefreut hat, möchten wir auch nicht verhehlen: der freundliche Empfang durch die Thurgauerinnen und das Wissen um die frohe Bereitschaft, mit der sie unsere nächste Jahresversammlung vorbereiten. Möge dann der Blick in die nächste Zukunft wieder ungetrübter sein!

M. H.



Label ist das Zeichen recht entlohnter Arbeit. In der Label-Tätigkeit bietet sich der Frau als Käuferin die Möglichkeit, für die Sache des sozialen Fortschritts zu wirken.

Der Abonnementspreis des Zentralblattes

muß leider mit Beginn des neuen Jahrganges eine bescheidene Erhöhung erfahren: Lohnaufschlag und Arbeitszeitverkürzung im graphischen Gewerbe sowie eine erneute Papierpreiserhöhung zwingen uns dazu. Sicher sind alle mit uns einverstanden, daß die Zeitschrift selbsttragend bleiben muß und ihr keine für die Gemeinnützigkeit bestimmten Gelder zufließen dürfen. Wir glauben, daß die geringe Preisdifferenz

Abonnementspreis für Mitglieder Fr. 3.50, an Stelle von Fr. 3.—, und

Abonnementspreis für Nichtmitglieder Fr. 4.50, an Stelle von Fr. 4.—

unsere gegenseitige Treue keiner zu großen Belastungsprobe unterworfen wird und daß wir auf Verständnis zählen dürfen. Wir danken dafür.

Redaktionskommission, Redaktion und Druckerei

Buchbesprechungen von M. H.

Eduard Böhler: Mañana. Ernstes und Heiteres von den spanischen Inseln der Glückseligen (Verlag Scherz, Bern). Ungehetzt reisen! Ist das nicht eine Kunst, die man, wem sie nicht beschieden ist, erlernen möchte? Das Buch bedeutete mir ein ununterbrochenes Wiedererleben, das Zurückfluten balearischer Ferientage, des fast atembeklemmenden Besuches auf Teneriffa zwischen europäischem Festland mit Schneetreiben und dem sommerlichen Kapstadt. Nun möchte man erst recht dorthin zurückkehren, nicht als Halteplatz, sondern als Reiseziel, nun, da man durch des Verfassers Augen alles wieder gesehen hat und noch viel mehr dazu. Nun erst wird einem bewußt, warum man damals vom Gesehenen, Gespürten und Erahten so benommen war. Die Hingabe an Schönheit und Rhythmus des Landes wird Eduard Böhler reichlich belohnt; er ist mit schwerer Fracht zurückgekehrt, die er nun verschwenderisch verschenkt, besonders auch durch die prächtigen Selbstaufnahmen, die selbst in Schwarz-Weiß Licht und Wärme wiederzugeben vermögen. Nie auch empfängt man dankbarer als gerade jetzt das Bejahende, das von der die menschlichen Irrtümer überdauernden Ewigkeit der Natur ausgeht.

Felix Saltens Tierbücher in neuer Auflage. Dem Albert-Müller-Verlag, Rüslikon, der uns schon so manches in die Tiefe gehende Tierbuch vermittelt hat, ist es zu verdanken, daß drei Bücher von Felix Salten neu aufgelegt wurden. Allen ist vor allem eines gemeinsam: Der Verfasser umfährt die gefährliche Klippe der Verniedlichung des Tieres, des Hineinprojizierens menschlicher Gefühle und Reaktionen. Er mißbraucht das Tier auch nicht, um auf diesem Weg Konstruiertes zu dozieren. Es ist vielmehr so: Mit heißer Liebe für alles Leben und der Ehrfurcht davor stellt er den Menschen vor die Verantwortung, die ihm die Machtmittel, die ihm gegeben worden sind — und die er, wie alles, mißbraucht — auferlegt. Die ganze Einheit der Schöpfung wird uns von neuem bewußt, die Augen aufgetan durch die Beobachtungen im Waldesdickicht und auf der Wiese. Niemand kann sich aber nur die Augen öffnen lassen und das Herz verschlossen behalten. Und alle müssen es fühlen, daß die Verrohung der Beziehungen der Menschen in tiefem Zusammenhang steht mit derjenigen den andern Kreaturen gegenüber. Wie alles Leben ist auch das der Tiere von Freud und Leid und Kampf durchsetzt; gerade auch an frohem Geschehen läßt uns Felix Salten teilnehmen und uns mitfreuen.

Bambi und die **Fünfzehn Hasen** fließen gewissermaßen ineinander über in ihrer Gemeinsamkeit des Tierlebens im Walde.

Renni der Retter, das Leben eines Kriegshundes und in vielen Regungen das Dasein eines jeden Hundes, bestätigt dem, der Hunde liebt, was er oft selber nicht in Worte fassen kann und legt ihm Zwang zur Beherrschung auf. Bücher so voller Verständnis müssen schlußendlich dem Verstehen zum Durchbruch verhelfen. Saltens Bücher zu lesen ist an keine Altersstufe gebunden, sie sind zeitlos, und ihre Botschaft ist nie aufdringlich; aber sie kann nicht überhört und muß weitergegeben werden.

Alle drei Leinenbände sind reichlich mit einführenden Federzeichnungen durchsetzt.

Kathrene Pinkerton: Vickys Weg ins Leben (Albert-Müller-Verlag). Kathrene Pinkerton hat dank ihrer Verbundenheit mit Alaska und ihrer frohen unmittelbaren Kunst des Erzählens der Jugend ein neues spannendes Buch geschenkt, das ihren alten Leserkreis, der sich schon bisher durch ihre Erlebnisse in kanadischer Einsamkeit fesseln ließ, von neuem beglücken wird. Folkloristisch und kulturhistorisch ist so viel Interessantes mit hinein verarbeitet, daß auch der Erwachsene das Buch mit steigendem Interesse zu Ende liest.

Kalender und Jahrbücher

Die Ernte. Schweiz. Jahrbuch 1957 (Reinhardt, Basel). Der vielseitige Inhalt bietet nicht jedem etwas, sondern jedem alles. Die Beiträge, von so verschiedener Herkunft sie auch sein mögen, haben alle das gemeinsam, daß sie auch in kurzer Fassung interessieren. Der Bilderschmuck ist eine reiches Geschenk; großzügig stellt der Sammler Dr. O. Huber, Glarus, nicht nur neun seiner Schätze zur teilweisen farbigen Wiedergabe zur Verfügung, er setzt auch seine Beziehungen zu jedem einzelnen der modernen Kunstwerke auseinander, uns das Hineinwachsen und Verwachsen des Sammlers nahebringend.

Schweizerischer Frauenkalender 1957 (Jahrbuch der Schweizer Frauen), durch den Verlag Sauerländer, Aarau, im Auftrag des Bundes Schweizerischer Frauenvereine durch Clara Büttiker herausgegeben. Ausblick und Rückblicke, nicht nur auf Frauenschaffen und Frauenanliegen beschränkt (besonders hervorzuheben die autobiographischen Beiträge von Elisabeth Müller und Elisabeth Thommen), Kurzorientierungen über Versicherungen, Berufsfragen und Frauenrechte, daneben aber noch literarische Beiträge von Frauen für Frauen geschrieben, werden ergänzt durch eine Anzahl interpretierter schweizerischer Frauenbildnisse aus mehreren Jahrhunderten. Daneben enthält das Jahrbuch alle die vielen Adressen aus Frauenkreisen, die es recht eigentlich zum Handbuch für das neue Jahr machen.

Der Schweizer Wanderkalender 1957 (Bund für Jugendherbergen, Seefeldstraße 8, Zürich) erfüllt gleich dreierlei Aufgaben: er gibt uns die rechte Vorfreude zum Durchwandern unserer schönen Heimat, im Rückblick hält er unsere Wandereindrücke fest, und sein Reinerlös fließt in die nunmehr 160 Jugendherbergen. Text und Bilder werden höchsten Ansprüchen gerecht.

Der Schweizerische Taschenkalender 1957 (Büchler, Bern).

Für ihn: Elegant und geschmeidig, erinnert er jeden Tag aufs neue an den Geber. Hier bewährt sich Konservativismus: das Herausziehen und Benützen des Taschenkalenders muß rasch geschehen können, man schenke daher auch in diesem Jahr *den* Kalender, an den man sich so gewöhnt hat, daß man glaubt, ohne ihn nicht mehr auszukommen.

Für sie leuchtet er feuerrot aus der Handtasche hervor, nimmt nicht mehr Platz weg als die Puderdose und ist uns das ganze Jahr hindurch eine unentbehrliche Gedächtnisstütze, sich selber und andern zu schenken, auch über Weihnachten hinaus.

Zeitschriften

Der Psychologe (GBS-Verlag, Schwarzenburg) deckt in seiner Dezemberrummer die seit fast mit Beginn unseres Jahrhunderts einsetzende Beeinflussung der Lehre Freuds auf Literatur und bildende Kunst auf, ein Artikel, dessen Fortsetzung mit Interesse erwartet wird. Neben dem auch sonst vielseitigen Inhalt kommt aber auch der an Musik Interessierte durch den Beitrag «Haupttrichtungen und Grundprobleme der gegenwärtigen Musikpsychologie» auf seine Rechnung.

Der Hochwächter (Haupt, Bern) widmet einen großen Teil seiner Dezemberrummer der Weihnachts- und Adventszeit, mit bildlichen Anregungen, die auch für die nächste Winterzeit gerne wieder herangezogen werden. Sehr schön in ihrer Auswirkung auch die Stickerei- und Silberarbeiten.

Nellys Kalender führt in sehr aktueller Weise die Testergebnisse der Ovomaltine-Rundfrage weiter, sicher vielen schlecht Schlafenden zu Trost und Hilfe. Nicht ganz ohne Zusammenhang damit weisen wir auch auf die sparsamen Januarmenus. Man sollte auf diesem Gebiet nicht nur aus der Not eine Tugend machen!

HAUSHALTUNGSSCHULE BERN Fischerweg 3

der Sektion Bern des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins

Sommerkurs

Beginn: 1. Mai 1957. Dauer 6 Monate. Zweck der Schule ist: Ausbildung junger Mädchen zu tüchtigen, wirtschaftlich gebildeten Hausfrauen.

Praktische Fächer: Kochen, Hauspflege, Waschen, Bügeln, Handarbeiten, Flicker.

Theoretische Fächer: Nahrungsmittel- und Ernährungslehre, Haushaltungskunde, Buchhaltung, Bürgerkunde, Hygiene und Kinderpflege.

Der Besuch dieser Kurse **befreit** von der obligatorischen Fortbildungsschulpflicht.

Tages-Kochkurse

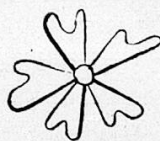
Beginn: 25. Februar, 23. April und 3. Juni. Dauer 6 Wochen, je vormittags.

Hauspflegerinnenkurs

Beginn: 1. April und 1. Oktober. Dauer 1 Jahr (wovon 4 Monate im Internat und 8 Monate extern in Praktika). Mindesteintrittsalter 23 Jahre.

Auskunft und Prospekte durch die Vorsteherin:

Fr. Nyffeler, Telefon (031) 2 24 40



Gärtnerin



ein echter Frauenberuf mit
guten Verdienstmöglichkeiten

Schweizerische

Gartenbau- Schule für Töchter Niederlenz

bei Lenzburg

Externat und Internat
Berufskurse mit
Eidg. Fähigkeitsausweis
Jahres- und Sommerkurse
Schulbeginn anfangs April



Prospekte und
Auskunft durch
die Schulleitung
Tel. 064 / 8 11 30

Daheim

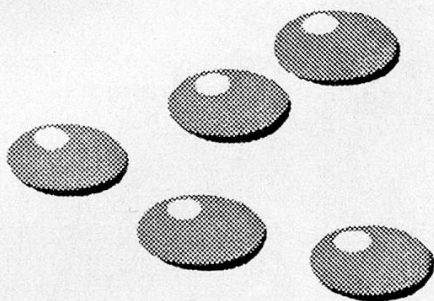
Alkoholfrei geführtes Haus

Gute Küche Freundliche Hotelzimmer

BERN Zeughausgasse 31 5 Minuten vom Bahnhof Telefon 2 49 29

Halibut

tut



allen gut

- Der Frau: Für eine gesunde Haut und schöne Haare!
Dem Mann: Erhöhung der Widerstandskraft und Energie!
Dem Kind: Gegen Wachstumsstörungen und Schulumüdigkeit!
Allen: Schutz gegen Erkältungen!
HALIBUT-Lebertrankapseln sind naturrein!

Neu: Jetzt mehr Kapseln, für den gleichen Preis!

Lebertran seit Jahrhunderten.



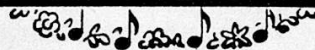
HALIBUT, seit 1948 bewährt!

In allen Apotheken und Drogerien erhältlich. Adroka AG. Basel

HANNY'S DUTCH SISTERS

Das große holländische
Damen-Schauorchester
Januar und Februar im

KURSAAL BERN



Allabendlich Bühnenschau. Teekonzerte
täglich 15.30 Uhr (ohne Musikzuschlag)

Erholungsheim Sonnhalde Waldstatt

Appenzell A.-Rh

bietet Müttern mit oder ohne Kinder sowie
Töchtern Erholung zu bescheidenen Preisen. Se-
parates Kinderhaus. Zentralheizung, fließendes
Wasser.

Geöffnet von Mitte März bis November

Nähere Auskunft erteilt gerne die
Heimleitung Tel. (071) 5 20 53

Zum verdienten Jubiläum oder frohen Feste
sei Ihr freudebringendes Geschenk ein apartes
Stück in Silber oder Zinn
Verlangen Sie bitte unsere Photos u. Offerten

Widmer

Gold- und
Silberschmied
Graben 22,
Aarau

Alle Jezler-Bestecke

Tausend-Scherben-Künstler

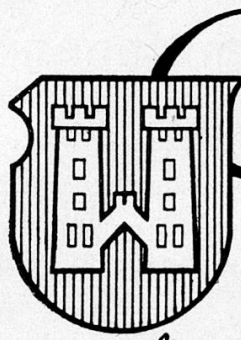
K. F. Girtanner, Brunngasse 56, Bern
Telephon 2 82 14

Atelier für zerbrochene Gegenstände (Ohne Glas)
Auch Puppenreparatur



Kopfschmerzen
Monatsschmerzen
Migräne
Rheumatismus





Weissenburger

*Erfrischend
u. gesund*

Kur-und-Tafelwasser

BAHNHOFBUFFET ZÜRICH

R. Candrian-Bon Telex 52 5 52 Tel. (051) 23 46 44

Hotel Hirschen Sursee

empfiehlt sich den verehrten Frauenvereinen bestens
Große und kleine Lokalitäten

Tel. (045) 5 70 48

L. Wüst



ANGORA

Feinwaschmittel für
Wolle, Seide und Nylon

Seifenfabrik Schnyder, Biel



Empfohlen von der
Nylonfabrik Emmenbrücke!





Erste Schweizerische Schule für medizinische Laborantinnen Engeried-Bern

Kursbeginn: Ende April 1957. 2jährige gründliche theoretische und praktische Ausbildung mit Diplomabschluß — Auskunft und Prospekte durch das Sekretariat, **Neuengasse 21, Telefon (031) 2 35 44.**

Bäuerinnenschule UTTEWIL

Freundliche, dem ländlichen Haushalt angepaßte
reformierte Heimschule

Station Schmitten (Freiburg) oder **Laupen** (Bern)

Beginn der Kurse: Je Mitte April und Mitte Oktober

Auskunft und ausführliche Prospekte durch die **Schulleitung**

G. FEUCHT, *Optiker*

Nachfolger von O. HOPPLER

BAHNHOFSTRASSE 48

TELEFON 23 31 12

ZÜRICH

Brillen moderner Bauart

Etuils in Leder und Metall

Barometer, Thermometer

Feldstecher, Operngläser, Fernrohre

Mech. und elektr. Spielwaren

Modellbau

• **Fachmännische, uneigennütige Beratung**

WALTER RUCKLI, LUZERN

Bahnhofstraße 22

Gold · Silber · Uhren · Bestecke

ATELIERS FÜR INDIVIDUELLE ARBEITEN NACH
IHREN ANGABEN ODER EIGENEN ENTWÜRFEN

Lieferant für Ihre Diplomierungen